

Natascha Zowislo-Grünwald / Jürgen Schulz / Detlef Buch (Hrsg.)

PETER LANG

Den Krieg erklären

Sicherheitspolitik als Problem der Kommunikation

Vorwort und Einführung in die Thematik

Jürgen Schulz/Natascha Zowislo-Grünewald

Welche Kommunikation für welchen Krieg?

Kriege muss man auch Freunden erklären, den Frieden nur den Feinden. Eine Kriegserklärung markiert das Ende der Diplomatie und damit gewöhnlich das Ende der Kommunikation. Formale Kriegserklärungen sind seit dem Zweiten Weltkrieg völkerrechtlich geächtet. Den Krieg erklären muss man trotzdem weiterhin, nur inzwischen diplomatischer und nicht mehr mit stolz geschwellter Brust, aber dafür mit anderen guten Gründen im Dienst der Friedenserhaltung, für Menschenrechte und gegen Massenvernichtungswaffen. Dass dabei Kommunikation eine wichtige Funktion hat, erfuhren die Autoren des Strategiespiels Risiko Anfang der 80er Jahre. Um nicht auf den Index jugendgefährdender Schriften gesetzt zu werden, formulierte die Herstellerfirma die Spielanweisungen um: Statt Armeen *zu vernichten*, *zu erobern* oder *zu besiegen*, geht es seitdem mit denselben Spielregeln um *Befreiung*.

Die sicherheitspolitische Kontextualisierung des Krieges – als Friedensmission, Schutz der Menschenrechte, Verteidigung gegen den Terror etc. – wird von einer kritischen Öffentlichkeit längst nicht mehr einfach hingenommen; das setzt die politischen und militärischen Entscheider unter Druck. Gute Gründe für militärische Einsätze fern der Heimat müssen gefunden und glaubhaft kommuniziert werden. Nicht zuletzt bedarf es geeigneter Deutungsmuster, um den Beruf des Soldaten in einer Freiwilligenarmee zu anderen Karrieren im zivilen Leben konkurrenzfähig zu halten.

Während also ursprünglich die Kriegserklärung das Ende der Kommunikation darstellte, bedeutet „den Krieg erklären“ in dem hier diskutierten Zusammenhang eine neue Herausforderung, die mit den veränderten asymmetrischen Bedingungen von kriegerischen Auseinandersetzungen beginnt. Was heute mit dem Terminus Krieg gemeint ist, hat wenig zu tun mit dem klassischen Kriegsbegriff. Kriege des 21. Jahrhunderts sind insbesondere für Streitkräfte, die noch in der Tradition von preußischen Tugenden dienen, überraschende Konfrontationen mit diffusen Konstellationen, nicht eindeutig definierbaren Kombattanten und ohne klare Grenzen und Spielregeln:

- In *sozialer* Hinsicht sind die Freund-Feind-Beziehungen nicht mehr eindeutig bestimmbar. Für die Kombattanten wird es immer schwerer, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden, da die ehemals verlässlichen Unterscheidungsmerkmale wie Uniformen, Fahnen etc. nicht mehr eingehalten werden. Damit verändern sich die Spielregeln des Kriegstheaters fundamental mit der Folge, dass Streitkräfte, die noch in regulären Kriegsvorstellungen verhaftet sind, durch die variablen Spielregeln des Gegners überrascht werden.